

Freitag, 10. April 2003, 20.00 Uhr, Haus des Buches, 16 Personen

Michael K. Iwoleit

Als Moderator fungierte Manfred Orlowski. Er stellte Herrn Iwoleit als Übersetzer und Autor von Kurzgeschichten und Essays vor und übergab ihm das Wort.

Herr Iwoleit gab seiner Freude Ausdruck, nach Leipzig eingeladen worden zu sein. Es war seine erste Veranstaltung in den Neuen Bundesländern, und er merkte an, dass nun, nach dreizehn Jahren Wiedervereinigung, eigentlich nicht mehr von „neuen Ländern“ zu sprechen sei.

Bei der Auswahl der vorzutragenden Texte konnte er sich zwischen zwei Varianten entscheiden. Jeder, so meinte er, hätte Vor- und auch Nachteile. Die kurze Geschichte ist in sich geschlossen, aus der längeren könnte er nur einen Teil vortragen. Seiner Meinung nach hat jeder Autor sein Lieblingskind unter seinen Werken, das aber von Lesern oder Freunden meistens geschmäht würde.

Für diese Geschichte hat er den Deutschen SF-Preis bekommen.



Die letzten Tage der Ewigkeit

Im Erntelager eines Öko-Reservates sitzen zwei Männer beisammen, von denen einer – Christopher – der Meinung ist, dass er ein Gott sei, ein Schöpfer vieler Welten, vielleicht auch der unseren. Der andere – Boyd – hat die zehn Meter lange Raumkapsel gefunden, die vom Piloten verlassen wurde.

Beide studierten gemeinsam, lernten während des Studiums das Mädchen Antäa kennen, die Tochter eines reichen Industriellen, der auch zum Vorstand der ESA gehört. Sie stachelte die jungen Männer zu hohen Leistungen an, indem sie demjenigen die Heirat versprach, welcher der Berühmtere würde.

In den Öko-Reservaten werden Lebewesen gezüchtet, die künstlich hergestellt wurden. Aus ihren Leibern werden Energieträger gewonnen, was die gesamte Industrie verändert hat. Auch die politischen Zusammenhänge in Europa und den USA haben sich geändert. Man ist bestrebt, in den Weltraum zu expandieren.

Christopher zieht es zur Raumfahrt, er wird Testpilot. Boyd ist mehr von der Theorie der Raumfahrt gefesselt, er will einen Überlichtantrieb entwickeln.

2025 erleben die jungen Leute auf dem Panoramadeck einer Raumstation den Start eines Lichtseglers. Da diese Gefährte aber sehr langsam sind, sind sie für die Kolonisation des Alls kaum brauchbar. Sie kosten Milliarden, und man kann nicht sicher sein, ob die Kolonisten ihr Ziel erreichen.

Die Theorie lässt Teilchen zu, die nicht langsamer als das Licht sind. Könnte man mit diesen Trans-C-Partikeln in eine Trans-C-Sphäre übergehen und auch wieder zurück, wäre eine Überlicht-Raumfahrt möglich und der Raumfahrer eher wieder da, als er abgereist wäre.

Boyd widmet sich weiter der Forschung, Christopher fliegt zum Mars und wird durch riskante Flugmanöver ein berühmter Mann. Antäa ist der Meinung, dass nun Christopher der Berühmtere ist und heiratet ihn.

2028 steigt Boyd aus der Forschung aus, nimmt einen Job als Journalist bei Reuters an und unternimmt eine Weltreise, von der aus er ab und zu Berichte schickt. Den Überlichtantrieb verliert er jedoch nie aus den Augen. Er glaubt, dass er nur die Raumkapsel aufspüren muss, die ja eher ankommen als sie abfliegen soll. 2030 wird in den einschlägigen Zeitschriften über eine Anomalie berichtet, von der Boyd glaubt, dass es die gelandete Kapsel sein könnte. Das Objekt bewegte sich mit 0,8 C, bremste und zeigte eine Graviationslinse, wurde aber dann doch als Meteor deklariert. Da dieser „Meteor“ in einem der Öko-Reservate gelandet ist, wurde nicht nach ihm gesucht. Die künstlichen Lebewesen sind viel zu gefährlich, als dass sich jemand dorthin wagen würde.

Boyd wagt sich doch hinein, mit leichtem Gepäck und einigen Betäubungsgranaten. Er hat Glück und findet die Raumsonde. Sie ist bei der Landung kaputt gegangen. Er fotografiert alles und wundert sich über die verwendeten Materialien, die selbst ihm völlig unbekannt erscheinen. Den Piloten findet er bei den Leuten in den Erntelagern, die ihn als anspruchlos und pflegeleicht, aber auch als etwas durchgedreht bezeichnen. Boyd verspricht Christopher, ihn mitzunehmen, dieser aber ist sehr lethargisch und scheint völlig außerhalb der normalen Zeit zu existieren.

Boyd geht zur ESA zurück, für seine neuen Vorschläge zur Raumfahrt bekommt er ein riesiges Budget und viele Mitarbeiter. Antäa trennt sich von Christopher und heiratet Boyd. Sie haben aber sehr wenig Zeit füreinander. Nun macht Christopher eine Weltreise. Er kommt wieder, als die Möglichkeit gegeben ist, dass er der erste lichtschnelle Testpilot werden kann.

Eine Woche vor dem Start besucht Boyd den Christopher, der immer noch im Öko-Reservat sitzt. Dieser erzählt nun von seinen Erlebnissen beim Transfer in die Trans-C-Sphäre und bei der Rückkehr. Es gibt eine objektive und eine subjektive Zeit. Die subjektive Zeit kann unterschiedlich lang empfunden werden. Beim Sprung in die

Überlichtgeschwindigkeit empfand Christopher die Zeit als rasend schnell. Sein Atem war, genau wie sein Herzschlag, nur noch ein Flimmern. Hingegen beim Re-Transfer verlangsamte sich alles ganz extrem. Der Re-Transfer dauerte 6000 Jahre. In dieser Zeit glaubte er, Gott zu sein und die Welt erschaffen zu haben. Er erschuf die Erde mit Pangäa und Gondwanaland, die Kontinente, Lebewesen und natürlich auch den Menschen. Dann ist er plötzlich abgestürzt. Christopher warnt, die ineinander verschachtelten Welten, von denen eine unsere ist, wurden von Göttern geschaffen, die mit einem Fluch gestraft sind. Diese Welten sind zum Untergang verurteilt. Er bittet Boyd, die zweite Raumkapsel „Prometheus“ besser zu bauen, damit der Übergang besser wird, und die Kapsel nicht abstürzt. Die beiden trennen sich und werden sich nie wiedersehen.

Boyd baut die Raumkapsel fertig, und er konstruiert sie so, dass zwei Verzerrungen beim Start zu sehen sein müssten. Es funktioniert aber nicht, die Kapsel wird nie wieder zurückkehren, und Boyd tritt zurück. Er zieht sich mit seiner Frau auf eine Insel zurück.

„Wir glaubten, die Welt bestünde ewig, aber sie kann jederzeit ausgelöscht werden. Vielleicht sind die letzten Tage der Ewigkeit angebrochen.“



Interview:

Manfred Orlowski (MO): Haben Sie ein Faible für Kreisläufe, Duplikate und dem Spiel mit Identitäten? Liegt das in Ihrem Beruf als biologischer Assistent begründet?

Iwoleit (I): Nein, das Generalthema lässt sich schwer beschreiben, es sind mehr solche Flatliner-Charaktere, die keine Identität haben.

MO: War die Fantasia-Geschichte ein anderes Experiment?

I: Das war ein kurzer Einfall. Erst mit den Veröffentlichungen ab 2000 bin ich zufrieden, die Sachen vorher gefallen mir nicht mehr so, weil sie handwerklich nicht so gut waren. Ich habe jetzt erst meinen Stil gefunden.

MO: Fantasia arbeitet jetzt an einem großen SF-Projekt. Wann werden wir davon hören?

I: Es ist ein großes, langfristiges Projekt, es läuft noch und ist noch nicht spruchreif. Ich habe Essays für Quarber Merkur geschrieben, zur Literaturgeschichte von SF-Stories. Meine Stärke sind nicht Kurzgeschichten, sondern Novellen. Aber SF-Kurzgeschichten interessieren mich sehr. Die besten Erzählungen der 70er Jahre habe ich sehr bewundert und einige Schriftsteller.

MO: Waren die drei Romane dann Ausrutscher? Wie sind Sie mit Pukallus zusammengekommen, wie haben Sie das Buch „Hinter den Mauern der Zeit“ geteilt, warum geht es um Philip K. Dick?

I: Das hat sich in den letzten Jahren etwas auseinanderentwickelt. Ich war Fan von Herrn Pukallus. Dieser hat mich dann gefördert. Dann wollten wir etwas zusammen machen. Wir hatten für eine gemeinsame Übersetzung den Kurd-Laßwitz-Preis bekommen. In dieser Zeit habe ich mich auch mit P. K. Dick auseinandergesetzt.

Das Buch betreffend: jeder Autor hat die Hälfte geschrieben. Der unerfahrene Autor hat die erste Hälfte beigesteuert, der erfahrene Autor die zweite Hälfte. Zuvor wurde gemeinsam ein Exposé erarbeitet. Die Kapitel sind stilistisch unterschiedlich, an den Übergängen erfährt auch der Protagonist eine Wandlung. Aber viele Leser haben das nicht gemerkt.

MO: Das bürgt für Qualität, wenn die Leser da nicht merken. War Dick ein Vorbild?

I: Vorbild weniger. Es gibt keinen anderen Typen wie ihn. Es war der menschliche Einfluss, nicht nur der literarische. „Dick-typisches“ schreibe ich nicht.

MO: Sie haben einen Trend zu Stories. Sind in Ihrem Roman „Am Rande des Abgrunds“ Stories gesammelt?

I: Sie sind nur locker verknüpft. Das Konzept liegt schon lange; einige Jahre beim Blitz-Verlag. 1998 wurde es geschrieben, entworfen 1996, demnächst beim Blitz-Verlag als zusammenhängende Abenteuergeschichte veröffentlicht.

Ich habe noch mehrere Romanprojekte, aber vorher kommen noch Stories und Novellen, dann ein Romanprojekt aus drei Novellen zusammengesetzt. So etwas gibt es öfter.

Thomas Braatz: Wenn du dir Zeit für die Romane nimmst, wie verdienst du dann Geld? Mit Übersetzungen?

I: Bis 1998 habe ich SF übersetzt. Dann kam dieser Zyklus von Wingrove mit zwölf Bänden, das waren 5000 bis 6000 Seiten. Danach hatte ich keine Lust mehr. Ab 1995 habe ich auch außerhalb der Branche gearbeitet, z. B. mit Software, als Texter in der Werbung. Aber jetzt liegt die Wirtschaft am Boden. Zur Zeit habe ich ein Drehbuchangebot, das ist aber erst in der ersten Phase der Zusammenarbeit. Ich lerne das Drehbuchhandwerk, dadurch auch etwas über Dramatik.

MO: Keine Übersetzungen mehr?

I: Nur noch Kleinigkeiten für Industrie und Werbung, aber keine Belletristik mehr. Das verschleißt. Viele Kollegen haben nur übersetzt, die haben jetzt keine Arbeit mehr. Ich bin jung genug, noch andere Dinge zu lernen.

T. Braatz: Wie Ziegler?

I: Das ist schon etwas anders. Ziegler hat Dialoge für daily soaps geschrieben. Es gibt einen Mangel an Autoren für Kinofilme. Die meisten gehen zum Fernsehen. Ich entwickle SF-Projekte. SF für Kinofilme wird gesucht. Die SF-Autoren mosern über die schlechten Kinofilme, ich will es besser machen.

Publikum: Was machen Sie außer SF?

I: Ob das Sachbuch realisiert werden kann, weiß ich noch nicht. Die wirtschaftliche Lage im kulturellen Bereich ist mies. Ein Stundenlohn von 50 Cent ist nicht genug. Das kann nicht die Zukunft sein. Aber ich habe bereits 1000 Stunden in dieses Projekt gesteckt, das muss fertig werden.

MO: Wie wird man mit einem solchen Mammutwerk wie dem von Wingrove fertig?

I: Das kann ich nicht sagen, es hat acht bis neun Jahre gedauert. Das erste war auf der Buchmesse 1990. Ich musste sehr viel recherchieren. Trotzdem war ich mit der Qualität nicht zufrieden. Ich bin froh, dass es nicht zu Ende geführt wurde.

MO: Wie wird die Kreativität gefordert bei Werken wie von Banks „Fürchtbar Maschien“?

I: Das hat sich lange hingezogen. Für 100 Seiten habe ich manchmal zwei bis drei Monate gebraucht. Sie haben etwa zwei Jahre dran gesessen. Zwischendurch haben sie noch andere Jobs erledigt. Den Löwenanteil von ca. 75 % hat H. Pukallus gemacht. Er ist der beste Übersetzer in Deutschland, ich habe bei ihm viel gelernt.

MO: Sie waren nicht nur Übersetzer, sondern auch Sachbuchautor, Kritiker und Rezensent. Welches Werk bekam den größten Verriß, welches das größte Lob?

I: Beides gleichzeitig. Es ging um B. Aldiss. Das Original hat ein Lob bekommen, die Übersetzung einen Verriß. Das hat mich drei bis vier Wochen beschäftigt. Wir haben mit dem Gedanken gespielt, es neu zu übersetzen, es aber dann doch nicht gemacht. Ich schreibe lieber Essays über SF. Ich habe auch Kontakt zu Schriftstellern. Ein Drittel meiner Arbeitszeit gehört diesem Genre.

MO: Was ist die nächste Phase Ihres Schaffens? Welche Kontakte haben Sie zu Schriftstellern, z. B. Ramsay Campbell?

I: Ich kann die Veranstaltung mit R. Campbell nur empfehlen, er ist ein interessanter Autor. 1990 habe ich eine Rundreise durch England gemacht und in Vorbereitung von Übersetzungen Autoren besucht. Wenn ich ein Autorenportrait schreibe, knüpfe ich Kontakte, bekomme auch bereitwillig Auskünfte, teilweise sogar Texte zur Verfügung gestellt. Man erfährt etwas über die Lage in England und den USA. Auch bei berühmten Leuten gibt es keine Berührungängste. B. Aldiss hat mir z. B. eine Kiste mit Büchern geschickt.

MO: Beobachten Sie weiter die deutsche SF-Szene?

I: Über die neunziger Jahre hinweg nicht mehr so intensiv. Jetzt, durch NOVA, befasse ich mich wieder intensiver damit. Die jetzigen Top-Autoren sind erheblich besser als in den achtziger Jahren, z. B. Eschbach, Hammerschmidt und Marrak. Der Trend geht aber dahin, abseits von den großen Verlagen zu veröffentlichen. Ich meine, Heyne ist so gut wie tot. Die deutschen Autoren können auf die großen Verlage nicht zählen, müssen auf Privatinitiative setzen. Die technischen Bedingungen haben sich auch geändert. Außer bei Eschbach gab es kommerziell kaum Erfolge.

Mario Franke: Mir ist bekannt, dass die Verlage gute deutsche Autoren suchen, weil ausländische Werke nicht mehr bezahlbar sind.

I: Das stimmt, bei Romanen über 400 Seiten wird die Übersetzung teuer. Vielleicht ändert sich etwas und es gibt Chancen, aber ich bin skeptisch.

Dirk Berger: Die großen Verlage bringen meistens nur Nachdrucke und Nachauflagen, nichts Neues.

I: Ja, 90 % sind Zyklen und Serien, wenig Einzeltitel. Die Auflagen von „Trilogien mit fünf Bänden“ ist Verlagspolitik. Es gibt in England und den USA auch exzellente junge Autoren, z. B. Egan, McAuley, McDonald, Banks. Meiner Meinung nach wird die beste SF in England geschrieben.

MO: Das neue Phantastik-Magazin NOVA ist mit Nr. 1 erschienen. Wann wird Nr. 2 erscheinen?

I: Die Idee entstand 2001. Es hat sich auch gelohnt, die erste Auflage trägt sich. Die Herausgeber hoffen, den Autoren zukünftig auch ein Honorar zahlen zu können.

MO: Wie hoch war die Auflage?

I: Die früheren Magazine sind eingegangen, weil sie mit festen Auflagen erschienen sind. NOVA erscheint als Book on demand. 200 Stück werden anfangs angekauft. Man rechnet mit einem Gesamtverkauf von 400 bis 500 Stück. Die Nr. 2 hat sich verzögert. Es soll Bezug auf die aktuelle politische Lage genommen werden. Es werden auch Kontakte zu europäischen Ländern geknüpft, z. B. zur Slowakei, den Niederlanden und Italien.

MO: Gibt es eine Arbeitsteilung?

I: Ja, einer kümmert sich um die Redaktion, einer um die Öffentlichkeitsarbeit, ich kümmere mich um Layout und Satz. Es wird auch gegenseitige Hilfe praktiziert.

MO: Was gibt es in Nr. 2?

I: Unter anderem schreibt Sven Klopping über Terrorismus, T. Küper über Sekten und es gibt einen Text von K. D. Dietrich über den „Wüstenplaneten“.

MO: Letzte Frage: Was verbirgt sich hinter dem K. im Namen?

I: Gar nichts.

M. Orlowski dankte dem Autor für den Vortrag und das Interview.
Nach der Veranstaltung war Gelegenheit, Autogramme zu erwerben.

era.